

# BUCHBESPRECHUNGEN

Christian HERWARTZ, *Auf nackten Sohlen. Exerzitien auf der Straße* (Ignatianische Impulse; 18). Würzburg: Echter 2006. 79 S., ISBN 3-429-02839-8, geb., € 7,90.

Seine „Exerzitien an städtischen Brennpunkten“ hat H., der bekannte Arbeiterpriester SJ, bereits in GuL 74 (2001), 296–302, vorgestellt. Hier nun wird das Thema ausführlich illustriert, jedoch nicht systematisch, sondern mosaikartig in anschaulichen Skizzen und zuweilen provozierendem Stil.

Das 1. Kapitel schildert die persönliche Berufung des Autors, der 1969 in die Gesellschaft Jesu eintrat. Die Geistlichen Übungen im Noviziat erlebt er als Zeit des Experimentierens, um Antwort auf seine Lebensfragen zu finden (vgl. 11). Der Wunsch nach manueller Arbeit wurde in H. bereits während des Studiums wach; die Beschlüsse der 32. Generalkongregation (1974/75) zur Teilnahme am Kampf für Glauben und Gerechtigkeit bestätigten und verstärkten ihn. H. erzählt, wie er und einige Mitstreiter in einer kleinen Kommunität in Berlin-Kreuzberg unter Arbeitern und Armen lebten und welche Erfahrungen sie dabei gemacht haben. Später lernt er das Vorgehen des Ignatius in seinem Exerzitienbuch noch besser verstehen (24). Aber es sollten Jahre vergehen, bis er es schließlich wagte, auch andere in Exerzitien zu begleiten.

Herausforderungen der Jahre 1989–1998 werden im 2. Kapitel in Erinnerung gerufen. Dazu gehören u.a. ein Hungerstreik von politischen Gefangenen, wohnungslose Menschen in einer Wagenburg, eine regelmäßige Mahnwache vor einer Abschiebehaftanstalt, der interreligiöse Dialog. Die Geschichte vom brennenden Dornbusch, der nicht verbrannte und Mose neugierig staunen ließ (Ex 3,1ff.), zeigt, worauf es ankommt, wenn man Gott im Alltag finden will: Wie Mose müsste man „die Schuhe ausziehen“, um „auf nackten Sohlen“ die gewöhnliche „Distanz zur Wirklichkeit“ zu überwinden (33). Die Treffpunkte der Armen und Ausgegrenzten in einer Stadt werden als besonders anregen-

de Orte für Exerzitien entdeckt. Ein Mitbruder ermutigt H. schließlich, einen entsprechenden Kurs zu organisieren und zu leiten. In abendlichen Gesprächen wurden die Erlebnisse reflektiert und vertieft: „Die Zeiten des Staunens führen oft nicht zu einem direkten Handlungsimpuls. (...) Aber sie schenken Offenheit und Geduld, Anstöße wahrzunehmen.“ (50).

Im 3. und 4. Teil seines Buches berichtet H., wie diese neue Art von Exerzitien „auf der Straße“ ab 2000 vielerorts angeboten und praktiziert wurde (u.a. in Basel, Brüssel, Budapest, Fribourg, Fulda, im Vorfeld des Weltjugendtages Köln 2005, in Mannheim, München, Stuttgart). Auch andernorts wurde das Thema positiv aufgegriffen, z.B. von einer Obdachlosenzeitung, vom Jahrbuch der Jesuiten in Rom, bei einer Werkwoche in Wien, in einem Seminar „Option für die Armen“. Gott „ist kein kleinkrämerisch Rechnender, sondern ein überschwänglich großzügiger Gott. Wir dürfen in unserem Leben immer deutlicher sein Verhalten in uns nachahmen und offener für sein Handeln durch uns werden.“ (70). Diese Anliegen werden durch Hinweise auf biblische Texte in einen weiten Horizont gestellt (vgl. 75ff.). Weitere Medienberichte, Reflexionen und Zukunftspläne finden sich auch im Internet unter [www.con-spiration.de/exerzitien](http://www.con-spiration.de/exerzitien).

Zweifellos können „Exerzitien auf der Straße“ mithelfen, unseren allzu oft betäubten Hunger nach größerer Gerechtigkeit zu wecken, damit wir Menschen, die unter Ungerechtigkeit leiden, deutlicher wahrnehmen. Insofern sind Exerzitien dieser Art eine wichtige Ergänzung zu den bisher üblichen Kursen. Das bunte Mosaik, das H. dazu bietet, enthält wertvolle Einblicke und Einsichten. Leider aber werden kritische Fragen, welche für die Geistlichen Übungen des Ignatius genauso wesentlich sind, nicht genügend behandelt. Man denke etwa an „Gleichmut“ (GÜ 23), „Regeln der Unterscheidung“ (GÜ 313–336) und „das wahre Gespür, das wir in der streitenden Kirche haben müssen“ (GÜ 352–370). Das werden manche Leser zu Recht bedauern. *Franz-Josef Steinmetz SJ*

Maria JEPSEN (Hrsg.), *Evangelische Spiritualität heute. Mehr als ein Gefühl*. Stuttgart: Kreuz Verlag 2004. 159 S., ISBN 3-78312393-3, kart., € 14,90.

Dieses Buch, von der „Bischöfin für Hamburg“, Maria Jepsen, herausgegeben und von elf Autoren mit Beiträgen gefüllt, macht es wieder einmal deutlich: Unter „Spiritualität“ wird heute offensichtlich so gut wie alles verstanden, was mit dem Inneren, der „eigenen – auch der fremden – Lebendigkeit“ (Anselm Grün) des Menschen zu tun hat. Das gilt, wie dieses Buch zeigt, ähnlich von der „Evangelischen Spiritualität heute“. „Spiritualität“ scheint geradezu der „Säkularität“ als Charakterisierung der so genannten westlichen Gesellschaft Konkurrenz zu machen – in gewissem Ausmaß wohl eine menschliche Reaktion auf eine rein laikale und rationale Kultur. Es verwundert nicht, dass es sich dabei zuerst um „meine eigene Spiritualität“ (157) handelt. Es verwundert aber, dass ein gemeinsames Fundament „Evangelischer Spiritualität heute“ kaum sichtbar, nicht wenigstens skizziert wird. Die Beiträge sind zumeist sehr persönlich, ja individualistisch bis zur Beliebigkeit.

Fast alles kann unter dem Stichwort „Spiritualität“ abgehandelt werden: Schweigen (P. Oestreicher), Beten (W. J. Bittner), Singen (H. Rauhe), Lebensrhythmus (H.C.G. Westphal), Alltag (Ch. Möller), Erziehung, die „Spiritualität braucht“ (W.G. Esser), Gesellschaft (R. Schieder), selbst Hirnforschung (R. Lassek) und das Kopftuch (85 ff.), Spiritualität gibt es überall und in allen möglichen Äußerungsformen (I. Prohl), rein alles wird zur Spiritualität in Beziehung gebracht. Aber die Bedeutung des Geistes Gottes, des „Spiritus Sanctus“, für Spiritualität, die Bedeutung der Schrift, der Evangelien für „Evangelische Spiritualität“, die Bedeutung des gottesdienstlichen Tuns für das spirituelle Leben wird kaum berührt. Dass Spiritualität, christliche Spiritualität zumal, ein Weg zu einem Ziel sein kann, dass dieser Weg zum „Vater unser im Himmel“ Jesus Christus ist (Joh 14,6), was das spirituell für den je Einzelnen, aber eben auch für den gemeinsamen Lebensweg der Gläubigen in der (evangelischen) Kirche bedeutet, kommt nicht zur Sprache. Von dem, was Bischof Wolfgang Huber kürzlich (13.08.06) sagte:

„In der evangelischen Kirche kommt es nicht auf einen Stellvertreter Christi an, sondern auf den einen Jesus Christus selbst“, ist in diesem Buch so gut wie nichts zu spüren. Schade.

Als lesenswert seien drei Beiträge hervorgehoben: *Michael N. Ebertz* legt in seinem Beitrag „Die Wüste lebt“ (13–31) in zwölf Thesen dar, was evangelischerseits Spiritualität bedingt und bedeutet. Unter dem Titel „Mehr als Lutherbild und Herrgottswinkel“ (57–71) vergleicht *Maria E. Gründig* Äußerungen und Formen „katholischer und evangelischer Religiosität“, wobei es in diesem Zusammenhang geradezu wohltuend ist, dass sie nicht von „Spiritualität“ spricht. *Wolfgang J. Bittner* gibt auf die Frage „Beten? Wenn ich nur wüsste wie!“ (137–149) hilfreiche Hinweise und bekommt dabei das Wesentliche christlichen Betens in den Blick.

Leider werden zu den Autoren des Buches keinerlei Angaben gemacht. Hilfreich ist schließlich, dass eine Reihe evangelischer Gemeinschaften in Deutschland genannt wird, in denen christliche Spiritualität gelebt und eingeübt werden kann; bemerkenswert, dass unter diesen Gemeinschaften auch drei katholische Benediktinerabteien angeführt werden.

*Johannes G. Gerhartz SJ*

Katja KRIENER, Johann Michael SCHMIDT (Hrsg.), „... um Seines Namens willen“. *Christen und Juden vor dem Einen Gott Israels – 25 Jahre Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“*. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2005. 235 S., ISBN 3-7887-2091-3, kart., € 14,90.

Der Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland aus dem Jahr 1980 markiert eine Wende im christlich-jüdischen Verhältnis. Aussagen über die „bleibende Erwählung des jüdischen Volkes“ bis hin zur Bewertung des Staates Israel als „Zeichen der Treue Gottes zu seinem Volk“ machen ihn zu einem Dokument, das niemand übergehen kann, der sich mit dem christlich-jüdischen Verhältnis beschäftigt. Der Band blickt zurück auf die seither vergangenen 25

Jahre und diskutiert wichtige Fragen für die Zukunft.

Im 1., historisch-dokumentarischen Teil geht es um die Wirkungsgeschichte des Synodalbeschlusses. *Frank Ueberschaer* stellt Ergebnisse einer Gemeindebefragung vor, die ein verändertes Bewusstsein dokumentieren, aber auch aufzeigen, wo die Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses über Anfänge noch nicht hinausgekommen ist. *Wolfgang Kraus* legt die EKD-weite Wirkung des Synodalbeschlusses dar. Hervorzuheben ist der Beitrag von *Hans Hermann Henrix*, der die indirekte Wirkung des Synodalbeschlusses im römischen Dokument „Wir erinnern“ von 1998 aufzeigt. Abschließend spricht H. von einem „ökumenischen consensus in einer wichtigen Frage kirchlichen Selbstverständnisses“ (46). Der einzige jüdische Beitrag des Bandes stammt von *Chana Safrai*, die die Fremdheit der „Kultur religiöser Dokumente“ für das Judentum darstellt und ein bleibendes jüdisches Misstrauen gegenüber noch nicht glaubwürdig überwundener und aufgearbeiteter Judenmission feststellt. Die Ehrlichkeit und der kritische Charakter dieses Beitrags wird diejenigen, die allzu enthusiastisch auf das jüdisch-christliche Verhältnis blicken, auf den Boden der Tatsachen zurückholen. Zwei weitere Beiträge im ersten Teil stammen von *Ernst Michael Dörrfuß* und *Manfred Kock*.

Der 2., theologische Teil ist vor allem einer Reformulierung des trinitarischen Gottesbekenntnisses im Angesicht des Judentums gewidmet. Dabei kommen die Autoren *Johann Michael Schmidt*, *Klaus Wengst*, *Wolfram Kinzig* und *Bertold Klappert* zu einem breiten Konsens, indem sie die alttestamentlichen Texte ernst nehmen, ohne sie zu vereinnahmen. Die Trinitätslehre wird als historisch bedingtes Modell verstanden, um die mit Jesus verbundene Erfahrung mit dem Gott Israels auszudrücken. Trinität ist so eine Auslegung des Namens Gottes. Im anschließenden Beitrag stellt *Horst Kannemann* Unterschiede zwischen dem christlich-jüdischen und dem christlich-muslimischen Verhältnis dar.

Der 3. Teil ist praxisorientiert ausgerichtet und zeigt auf, in welchen Arbeitsfeldern der Synodalbeschluss umgesetzt wurde und wo noch Handlungsbedarf besteht. *Martin*

*Evang* stellt Auswirkungen des Synodalbeschlusses für die Liturgie dar und problematisiert den oft fragmentarischen Gebrauch der Psalmen und die meist angefügte trinitarische Abschlussformel. Die Beiträge von *Wolfgang Bornebusch*, *Rüdiger Maschwitz*, *Charlotte Hilger* und *Hans Martin Nicolai*, *Volker A. Lehnert* und *Heiner Süßelbeck* gehen auf die Arbeitsfelder Seelsorge, Kinder-gottesdienst, Konfirmandenarbeit, theologische Ausbildung sowie Fort- und Weiterbildung ein. *Ruth Kastning* vertritt in ihrem Beitrag zum Religionsunterricht die These, dass das Judentum dort keinesfalls unter dem Thema Weltreligionen subsumiert werden dürfe. *Sybille Fritsch-Oppermann* geht auf die Arbeit evangelischer Akademien ein, die auf dem Gebiet des jüdisch-christlichen Dialogs teilweise eine Vorreiterrolle spielen.

Der Band dokumentiert einen in der Breiten- und Tiefenwirkung vorbildlichen Weg der Erneuerung des christlich-jüdischen Verhältnisses. Sehr ausgewogen werden Erfolge, Defizite und Themenstellungen für die Weiterarbeit dargestellt, wozu vor allem die Frage des Staates Israel gehört. Dass es nur relativ wenige Begegnungsmöglichkeiten mit Juden gibt, erschwert den Erneuerungsprozess vor allem in den Pfarrgemeinden. Der Band dürfte nicht nur für evangelische Leser von Interesse sein, sondern für alle, die sich den Herausforderungen des christlich-jüdischen Dialogs und einer Theologie nach der Schoa stellen. Die differenzierten Querverweise auf den christlich-islamischen Dialog bieten zudem spannende Vergleichsmöglichkeiten und bewahren vor einer vorschnellen Auflösung des jeweiligen Propriums in Konzepten des „Trialogs“. Bei allem Lob für den gelungenen Band bleibt nur ein Kritikpunkt: Da die Rezeption des Synodalbeschlusses nicht nur die christliche, sondern auch die jüdische Seite betrifft, wäre eine größere Zahl von Beiträgen jüdischer Autoren unbedingt wünschenswert gewesen.

Hansjörg Schmid

Klemens RICHTER, Thomas STERNBERG (Hrsg.), *Liturgiereform – Eine bleibende Aufgabe. 40 Jahre Konzilskonstitution über die heilige Liturgie*. Münster: Aschendorff 2004. 143 S., ISBN 3-402-06553-3, kart., € 12,80.

Der 40. Jahrestag der Verabschiedung der Konstitution über die heilige Liturgie ›*Sacrosanctum Concilium*‹ durch das II. Vatikanische Konzil am 4. Dezember 1963 war Anlass für eine Tagung der Bischöflichen Akademie Münster, deren Beiträge der vorliegende Band versammelt. Wir begnügen uns mit einigen Hinweisen, um den Wert des Büchleins herauszustellen. Den Anfang macht Reinhard Lettmann, dessen Artikel „„Feiert und seht, dass ich Gott bin“. Liturgische Erneuerung als theologische und geistliche Aufgabe“ (9–22) einen Pastoralbrief des Jahres 2002 wiedergibt. L.s Einschätzung nach „„wird sich auf Zukunft hin gesehen die Frage nach der Identität der Kirche innerhalb des Sinnpluralismus wesentlich weiter daran entzünden, welcher Stellenwert und welcher Ort der Versammlung der Gläubenden in der Liturgie zugesprochen wird“ (12). Indem er unter „„Die Kirche – Haus Gottes“, „„Verhalten in der Kirche“, „„Der Gottesdienst“, „„Wortgottesdienst“ und „„Die Feier der Eucharistie“ Grundlegendes zur Sprache bringt, stellt L. die „„Würde der Liturgie und des Raumes, der Kirche, in der sie gefeiert wird“ (12) in den Mittelpunkt. Das eigentliche Ziel der Liturgiereform, „„nämlich zur Mitte einer ständigen Reform von Kirche und Gemeinden zu werden“ (44) ist, so Clemens Richter in seinem Beitrag „„Die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils: Ziele, Widerstände, Würdigung“ (23–51), auch 40 Jahre nach dem Konzil noch keineswegs umfassend erreicht. Winfried Haunerland vertieft in seinem Artikel „„Der bleibende Anspruch liturgischer Erneuerung“ (52–80) den Anspruch an die Liturgiereform, wesentlicher Beitrag zur Erneuerung der Kirche zu sein, wobei es nicht vorrangig um äußere Strukturen geht. Benedikt Kranemann untersucht „„Die neue Rolle des Wortes in der Liturgie“ (81–96). Mit „„Wort“ ist hier „„die Mutter- oder Landessprache, die heute faktisch allein maßgeblich für die Liturgiefeier ist“ (81), gemeint. Dabei scheint es K. bedenklich, wie „„unterschiedlich, ja gegensätzlich“ (ebd.) die Äußerungen der beiden Instruktionen zur Übertragung liturgischer Texte in die Muttersprache ›*De interpretatione textuum liturgicorum*‹ (25.1.1969) und über den Gebrauch der Volkssprache bei der Herausgabe der Bücher der römischen Liturgie ›*Liturgiam authentica*‹ (28.3.2001) sind. Folgt die Überprüfung aller Texte den Richtlinien der jüngeren Instruktion, kann dies aus der Sicht des Rezensenten den Tod jeder Muttersprache bedeuten. Stefan Rau geht unter der Frage „„Was sagt unsere Liturgie durch das, was nicht gesagt wird?“ (97–113) den „„liturgischen Zeichen“ nach. Die hier angeführten Missstände mögen an Äußerungen mancher Pfarrer erinnern: „„Hier in XY bin ich der Papst“, gerade bezogen auf die mitunter recht freie liturgische Gestaltung der Eucharistiefeier. R. listet vieles auf, was seitens der „„Akteure“, der „„Raumgestalt(ung)“ usw. als „„falsch“ oder „„zuviel“ die Gläubigen irritiert; allerdings vermisst man ein Wort zu Verhaltensweisen nicht weniger Teilnehmer, die man unter dem Stichwort „„fehlende oder mangelnde Ehrfurcht““ summieren könnte und die sicher ebenso irritieren. Wolfgang Bretschneider befasst sich in seinem Beitrag „„Abbruch oder Aufbruch in der katholischen Kirchenmusik?“ (114–125) mit der „„epochalen Bedeutung“ (116) der Konstitution auch für die „„in ihren Fundamenten getroffene“ Musica sacra. Schließlich zeigt Albert Gerhards unter dem Titel „„... zu immer vollerer Einheit mit Gott und untereinander gelangen“ (SC 48). Die Neuordnung der Kirchenräume durch die Liturgiereform“ (126–143) die Konsequenzen auf, die sich aus den entsprechenden Aussagen der Konstitution und deren Umsetzung für den Kirchenraum als Ort der Begegnung von Gott und Mensch ergeben. Norbert M. Borengässer

Lothar Roos, *Was uns trägt. Beiträge zur Spiritualität christlichen Lebens und pastoralen Handelns*. Erkelenz: Altius Verlag 2005. 54 S., ISBN 3-932483-15-4, kart., € 9,80.

Außerordentlich bemerkens- und anerkennenswert ist, dass ein Sozialethiker sich so eingehend mit Fragen des Glaubens und der Pastoral auseinandersetzt. Dabei sind die Darlegungen durchweg persönlich gehalten und erreichen gerade an den Stellen des selbst Erlebten eine besondere Dichte. Sie sind im besten Sinn spannend und prägen sich ein durch das hohe Maß an Nachvollziehbarkeit. Vielleicht gilt für sie das Kompliment: lebenswahr und glaubensecht. Da-

bei leidet unter dieser Menschennähe keineswegs die Wissenschaftlichkeit. Im Gegenteil gewinnen gerade heute Ausführungen über Glaube und Seelsorge kaum anders Akzeptanz als durch das persönliche Glaubenszeugnis. Es muss allerdings so schlicht und unaufdringlich geschehen, wie es die entsprechenden Passagen im Buch zeigen. Soziologische Erkenntnisse werden meisterlich dargestellt und mit der priesterlichen Berufung in gesunder, wohltuender Selbstverständlichkeit verwoben. Gewiss haben alle Leserinnen und Leser von diesen Aufsätzen ihren Gewinn, aber insgeheim sind die wirklichen Adressaten die Seelsorger, besonders die Priester.

Der Beitrag „Glauben in Raum und Zeit“ (11–18) stellt überzeugend die Bedeutung der persönlichen Begegnung in der Seelsorge heraus, weil jeder Mensch seine eigene Glaubensgeschichte hat (vgl. 13). Bei dieser Feststellung breitet sich angesichts der schwindenden Priesterzahl eine gewisse Verlegenheit aus. Im vorletzten Kapitel „Was heißt lebendige Seelsorge?“ wird Gott sei Dank von der „Wolke“ Seelsorgerinnen und Seelsorger gesprochen; das aber klingt auch hier schon an (vgl. 14). Der Mensch „wird erst Mensch durch die Kultur, die ihm im Vollzug seiner Mitmenschlichkeit erschlossen wird“ (13). Dazu gehört der ungewöhnlich wichtige Satz: „Der Pfarrer muss die Seinen kennen“ (ebd.). Wenn die anderen Seelsorger mitmachen dürfen, besteht die Hoffnung auf Realisierung.

Dass sich an das Kapitel „Glauben in Raum und Zeit“ die Abhandlung über das Gebet anschließt, ist sowohl für die Gemeinde als auch für die Seelsorger ein wahrer Trost. Papst Johannes XXIII. hat im Blick auf die Kirche gesagt: „Es ist ja nicht meine Herde.“ Der Herr der Ernte sendet die Arbeiter in seine Ernte. Der Glaube lebt vom Gebet, ja er ist Gebet. Es „steht in der Mitte christlichen Betens die Feier der Eucharistie, das große Dankgebet an den Vater, der uns in der Kirche mit ihm und miteinander verbindet“ (19). „„Beten ohne Unterlass“ soll keine Überforderung, sondern ein Trost sein.“ (20). Schade, dass das christliche Mustergebet, das Gebet des Herrn, nur gestreift wird.

Die Einführung in die Psalmen wiederholt sich teilweise bei den Gedanken über das „Breviergebet – warum und wie?“ (23–28).

Die Öffnung des Stundengebets für die Gemeinde wird leicht verunklart durch die nicht mehr übliche Bezeichnung „Breviergebet“, die aber die große Vertrautheit des Verfassers damit zum Ausdruck bringt. Allgemein ist das Rosenkranzgebet noch nicht rehabilitiert. Um so verdienstvoller und überzeugender ist es, dass hier ein eigener Beitrag „Zum Rosenkranzgebet“ (29–32) geboten wird. Es wäre noch ein Gewinn gewesen, die Wiege unseres Rosenkranzes im 13. Jahrhundert im Zisterzienserinnenkloster St. Thomas an der Kyll zu nennen mit dem großartigen Motiv für den Leben-Jesu-Rosenkranz: „Dank für die Wohltaten der Menschwerdung“.

Hier füge ich noch eine Überlegung ein, die R. am Ende seines Geleitwortes äußert: Er schlägt als Alternative zu „Was uns trägt“ als Titel vor „Wer uns trägt“. Wer sich die Gedanken über das Gebet angeeignet hat, wird sich der Alternative anschließen. Der Beitrag „Was ist lebendige Seelsorge?“ (33–48) ist so schlüssig und auch gut zu lesen, dass dieser Text vielleicht sogar am Anfang des Buches hätte stehen können. Schließlich „Werben für geistliche Berufe“ (49–54): Angesichts der heutigen Situation tut die Ermutigung zu werben gut. Am Anfang ist die Aufforderung Jesu zum Beten um geistliche Berufe genannt. Sie lebt weniger von der Plausibilität der Möglichkeit geistlicher Berufe als vom Glauben an den Herrn der Kirche. Der Diakon gehört übrigens auch zu den geistlichen Berufen. Rettung wäre in Sicht, wenn die Gemeinden für einen Diakon aus ihrer Mitte werben würden. *Leo Schwarz*

Thomas RUSTER, *Von Menschen, Mächten und Gewalten – Eine Himmelslehre*. Mainz: Matthias-Grünewald 2005. 336 S., ISBN 3-7867-2570-1, kart., € 38,50.

In Eph 2,2 ist die Rede von „dem Mächtigen, der in der Luft herrscht, dem Geist, der jetzt in jenen wirksam ist, die sich dem Ungehorsam verschrieben haben“. Im Katechismus der Katholischen Kirche heißt es in n. 328: „Daß es geistige, körperlose Wesen gibt, die von der Heiligen Schrift für gewöhnlich ‚Engel‘ genannt werden, ist eine Glaubenswahrheit. Das bezeugt die Schrift ebenso klar wie die Einmütigkeit der Überlieferung.“ Die erstere Aussage wird vielen heutigen Men-

schen schwer verständlich erscheinen; die zweite kann so, wie sie lautet, gar nicht zu treffen, weil nur Gottes Selbstmitteilung an seine Schöpfung Glaubensgegenstand sein kann, während die Welt als solche, nämlich alles von Gott Verschiedene und damit auch eine eventuelle Existenz reiner Geister, nur als Vernunftgegenstand in Frage kommt (vgl. DH 3015).

Der bereits durch sein in hohem Maß religionskritisches Buch „Der verwechselbare Gott“ bekannt gewordene Autor bietet demgegenüber einen neuen Zugang zur biblischen Rede vom „Himmel“ und den „Mächten und Gewalten“. Wenn man unter Religion den Versuch versteht, Gemeinschaft mit Gott von der Welt her zu begründen, dann gilt: „Christliche Theologie kann Himmelslehre betreiben, weil das Christentum keine Religion ist.“ (59). Der Himmel sei nicht mit Gott zu verwechseln. Er gehöre auf der einen Seite noch selber zur Schöpfung, sei aber auf der anderen Seite der Bereich von „Mächten und Gewalten“, die unser menschliches Leben beeinflussen und sich doch unserem Zugriff entziehen. Aber es heiße auch, dass Gott die „Mächte und Gewalten“ ihrer Macht entkleidet, sie öffentlich zur Schau gestellt und über sie durch Christus triumphiert hat (vgl. Kol 2,15).

Im Anschluss an die Systemtheorie von Niklas Luhmann stellt R. dar (62–96), dass man die klassische Engellehre sehr modern als eine nunmehr „theologische“ Systemtheorie lesen kann: Die „Autonomie der sozialen Systeme gegenüber den psychischen Systemen, wie sie in Luhmanns Theorie aufgewiesen wird, bietet den Ansatzpunkt für die theologische Rede von den Mächten und Gewalten. Von dieser Theorie aus ist es angemessen, von eigendynamischen, operierenden Wirklichkeiten außerhalb des Menschen zu sprechen, bei denen man damit rechnen muss, dass sie im Vollzug ihrer Selbsterhaltung in irgendeiner Weise die Umwelt des Menschen verändern und für diese womöglich zu einer Macht werden.“ (69). Die Funktionssysteme unserer heutigen Gesellschaft, wie z.B. das Geldsystem mit seinen gleichzeitig wachsenden Vermögen und den in gleicher Höhe entsprechend wachsenden Schulden oder das Verkehrssystem mit seinen die Umwelt schädigenden Auswirkungen und durch jeden weiteren

Ausbau trotz unmittelbarer Erleichterung auf die Dauer nur unaufhaltsam weiter vermehrten Staus, entstammen zwar vielen einzelnen Entscheidungen von Menschen, haben aber eine Eigendynamik entwickelt, die nur noch auf Selbsterhaltung dieser Systeme auf Kosten alles anderen aus ist. Sie sind gleichsam „Geister“, die überindividuell von ganzen Gesellschaften Besitz ergreifen und alles zu steuern beginnen. Gegenüber den „Sachzwängen“ solcher Systeme entwickeln die Menschen einen fast religiösen Fatalismus: Sie erwarten die Lösung der Probleme von Warenbergen und Abfallhalden, zu denen das Wirtschaftswachstum geführt hat, ausgerechnet von weiterem Wirtschaftswachstum und bleiben gerade so den sie versklavenden Mächten und Gewalten wie in einem Teufelskreis hilflos ausgeliefert. R.s Grundthese lautet: „Die überindividuelle Wirklichkeit und Wirksamkeit der Systeme ist das, was biblisch-theologisch Mächte und Gewalten oder, allgemeiner, Engel bzw. reine Geister genannt wird.“ (117). Diese Sicht entfaltet der Autor auf durchaus einleuchtende Weise im detaillierten Vergleich mit einem klassischen neuscholastischen Traktat „Von den Engeln“, der sich in der „Dogmatischen Theologie“ des Mainzer Dogmatikers Johann Baptist Heinrich aus dem Jahr 1884 findet (117–158); danach behandelt er die „Wahrnehmung von Mächten und Gewalten“ in neuerer Theologie, etwa bei Erik Peterson, Karl Barth und William Stringfellow (159–197); Letzterer war in den USA im Jahre 1962 einer der Gesprächspartner Karl Barths. Sie lassen durchaus die „spezifische Erkenntnis- und Sprachfähigkeit der Theologie“ (196) zu dem Thema der „Mächte und Gewalten“ deutlich werden, bleiben aber die Antwort auf die Frage nach einer Abhilfe schuldig.

Was ist nun diesen Mächten gewachsen? Denn von uns aus können wir „es nicht vermeiden, Böses zu tun. Elementare Funktionen des individuellen und sozialen Lebens – essen, wohnen, reisen, heilen, versorgen, wirtschaften, lernen, forschen, regieren – sind im Rahmen der funktional differenzierter Gesellschaft mit Funktionssystemen gekoppelt, die ohne Rücksicht auf eine zuträgliche Lebensordnung allein den Zwängen ihrer Reproduktion folgen und dabei zunehmend lebenvernichtend wirken“ (198). R.

sieht die Abhilfe in der Tora: „Die Tora als Ermöglichung eines *posse non peccare*, augustinisch gesprochen also als die Gnade, die dem Zwang des *non posse non peccare* entgegensteht, das ist im christlichen Denken eine ungewöhnliche Sicht.“ (201). Das grundlegende Gebot der Tora bestehe darin, die Liebe zu Gott noch über die Selbsterhaltung zu stellen. Die Systeme würden aufhören, destruktive Gewalten zu sein, würden sie „von der Erfahrung geprägt, dass es Menschen zuerst um die Ehre Gottes geht, sie deswegen nicht zuerst auf den eigenen Vorteil bedacht sind, sich nicht selbst in den Mittelpunkt ihres moralischen Urteilens stellen und gegenüber dem Leid anderer Menschen mit Erbarmen und Gerechtigkeit reagieren (denn dadurch wird Gott die Ehre gegeben)“ (204). Die Torastrategien gegen die Mächte und Gewalten beständen in der Unterbrechung der strukturellen Koppelung der sozialen und psychischen Systeme und in der Unterbrechung der Evolution sozialer Systeme da, wo sie sich gegenüber ihrer dienenden Funktion verselbstständigen. Dies alles erläutert R. durch eine eingehende Analyse rabbinisch-talmudischer Toraauslegung (198–282). Er begründet sodann in kritischer Auseinandersetzung mit dem Traktat über das Gesetz von Thomas v. Aquin (*S. th. I-II*, q. 98–105), dass die Vernunft zu solchen Einsichten nicht ausreiche (282–304). Er fordert deshalb eine „Torakodierung“ (passim) der Systeme, die erst dann wieder die hilfreiche Funktion der guten Engel ausüben könnten.

Gegenüber dieser Einschätzung der Vernunft könnte man fragen, ob es genügt, auf die Forderungen der Tora hinzuweisen. Und kann nicht doch bereits die Vernunft zu der Einsicht kommen, dass ein universal gesehnen letztlich kontraproduktives, nämlich raubbauartiges Handeln unverantwortbar ist? Ist es überhaupt möglich, Handlungsnormen ursprünglich anders als mit der Vernunft als den Willen Gottes zu erkennen? Gibt es nicht etwas, was Menschen an der Befolgung des Hauptgebotes hindert und was der tiefste Grund der menschlichen Unfreiheit ist? Nach Hebr 2,15 ist dies letztlich die Angst des Menschen um sich selbst, von der man erst dadurch erlöst wird, dass man sich in eine Liebe Gottes aufgenommen weiß, die an nichts Geschaffenen ihr Maß

hat. Darum geht es im Evangelium im Unterschied zum Gesetz und erst in einem solchen (nach Joh 3,21 auch anonym möglichen) Grundvertrauen lässt sich das Gesetz, die Tora, wirklich erfüllen. *Peter Knauer SJ*

Michael von Brück, Willigis Jäger, Niklaus Brantschen u.a., *Wie Zen mein Christsein verändert. Erfahrungen von Zen-Lehrern*. Hrsg. von Michael SEITLINGER und Jutta HÖCHT-STÖHR. (Herder Spektrum; 5499). Freiburg, Basel, Wien: Herder 2005, 190 S., ISBN 3-451-05499-X, kart., € 9,90.

Das vorliegende Buch ist aus einer in den Jahren 2003 und 2004 gehaltenen Vortragsreihe der Evangelischen Stadtakademie München und des Interreligiösen Forums der Katholischen Hochschulgemeinde der TU München hervorgegangen. Dreizehn christliche Zen-Lehrende geben hier ihre Erfahrungen mit der Zen-Meditation bzw. dem Zen-Buddhismus und ihre Ansichten darüber weiter. Der Titel des Buches enttäuscht mit längerem Lesen, da die überwiegende Zahl der Autoren und Autorinnen zwar viele und zum Teil sich wiederholende Informationen über Zen-Meditation gibt, nicht aber über ein verändertes oder gar vertieftes Christsein schreibt. Einzig *Johannes Kopp* und *Karl Obermeyer* äußern sich in überzeugender und authentischer Weise über ihr Christsein in Beziehung zur Zen-Meditation.

Nahezu alle Verfasser entstammen der Sanbō Kyōdan-Schule und wurden meist durch P. Enomyia Lassalle SJ dorthin vermittelt. Auffallend ist, dass sie einen sehr einseitig kritischen Blick auf Christentum und Kirche haben, sich aber nicht den kritischen Fragen (und eigenen Erfahrungen?) stellen, die sich aus der Verbindung von Christentum und Zen-Meditation bzw. Zen-Buddhismus ergeben. Hier ist der Aufsatz von K. Obermeyer erhellend, in dem er seinen sehr eigenständigen und originellen Weg beschreibt und den Leser an seiner kritischen Auseinandersetzung um die Frage der Autorisierung zum Zen-Lehrenden teilhaben lässt (vgl. 117f.). So sehr in den verschiedenen Aufsätzen immer wieder gefordert wird, dass der Zen-Übende alle Konzepte loslassen müsse, so sehr erstaunen die

vielfachen Zen-Konzepte, die von den einzelnen Verfasser bis ins Unverständliche hinein vertreten werden. Im Vorwort des Buches heißt es: „.... je nach eigener Herkunft und Geschichte (wird der Leser) größere Nähe oder Distanz zu unterschiedlichen Beiträgen empfinden“ (9). Damit ist eine Aussage gemacht, die für das Buch zutrifft: Welche Erfahrungen auch immer jemand in der Zen-Meditation gemacht hat, und wo immer jemand auf dem Zen-Meditations-Weg ist, in irgendeiner Weise wird er

sich in dem einen oder anderen Aufsatz wiederfinden.

Weniger Theorie und mehr echte, unmittelbare, verständlich mitgeteilte Erfahrung innerer Auseinandersetzungen, was die Zen-Meditation im Kontext des Zen-Buddhismus im eigenen Christsein wirklich verändert und bewegt hat, zuerst und insbesondere in der persönlichen Gottesbeziehung, würden dem Buch und auch dem Leser gut getan haben.

*Peter Greiff*

### In Geist und Leben 5 – 2007 schrieben:

*Arul Maria Arokiasamy (AMA Samy) SJ*, Gen-Un-Ken, geb. 1936, Zen-Meister des Bodhi Zen-do/Indien. – 1982 Lehrbefugnis vom japanischen Zen-Meister Kōun Yamada, geistlicher Autor, Zen-Kurse in Indien, Europa und Australien.

*Otto Betz*, geb. 1927, verh., Dr. theol., Prof. em. für Religionspädagogik. – Grenzgebiet zwischen Theologie und Germanistik, Symbolverständnis.

*Manfred Karl Böhm*, geb. 1956, Dipl.-Theol., Publizist, tätig in der Erwachsenenbildung. – Christliche Spiritualität, Kirchengeschichte, Hagiographie.

*Bernard McGinn*, geb. 1937, Ph.D., Prof. em. für Kirchengeschichte und Geschichte des Christentums an der Universität Chicago. – Christliche Mystik.

*Michael Schneider SJ*, geb. 1949, Dr. theol. habil., Prof. für Dogmatik und Liturgiewissenschaft an der Phil.-Theol. Hochschule St. Georgen/Frankfurt.